

**Christine Zunke** wurde 1974 in Lübeck geboren, studierte in Bremen und Hannover und machte 2003 Ihren Abschluss in Philosophie. Ihre Magisterarbeit zur deutschen Stammzellendebatte wurde 2004 unter dem Titel "Das Subjekt der Würde" veröffentlicht. Sie lebt heute in Hildesheim und promoviert über Neurophysiologie und Willensfreiheit.

### **"Benachteiligung von Frauen in der Gesellschaft und ihre scheinbare wissenschaftliche Begründung"**

Nicht nur die Populärwissenschaft fragt sich, warum Frauen nicht zuhören und Männer nicht einparken können, auch renommierte Wissenschaftler<sup>1</sup> arbeiten bis heute daran, die unterschiedliche Stellung von Frauen und Männern in der Gesellschaft auf eine natürliche Verhaltensdifferenz der Geschlechter zurückzuführen. An diesem scheinbar objektiven Material bedienen sich nicht nur jene, welche die Frauen auf eine angestammte Rolle beschränken wollen, sondern auch einige Feministinnen. Unter ihrer Führung hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ein positiver Sexismus entwickelt, der weibliche Eigenschaften wie Sozialkompetenz zu besonderen Qualifikationen auch auf dem Arbeitsmarkt erklärt. Der neue Sexismus hat so einiges von seinem repressiven Charakter verloren, doch seinen ideologischen Gehalt bewahrt.

Dieser ideologische Gehalt erstreckt sich nicht allein darauf, dass Frauen bestimmte Attribute wie Emotionalität, Fürsorglichkeit etc. zugesprochen und damit implizit ein entsprechendes Verhalten von ihnen eingefordert wird. Er erstreckt sich vielmehr auf alle Menschen, Männer wie Frauen, indem ihr Charakter auf ihre Geschlechtszugehörigkeit bezogen wird. So wird ein männliches trotzendes Kleinkind eher für Willensstark und Durchsetzungsfähig gehalten, während ein identisches Verhalten bei Mädchen oft deutlich negativer aufgefasst und als unangemessene Aufsässigkeit interpretiert wird. Auch im Erwachsenenalter gelten Frauen, die sich nicht auf das Zeigen defensiver Emotionalität wie Trauer oder Mitgefühl beschränken, sondern aggressiv oder wütend werden können, schnell als hysterisch. Diese Pathologisierung nimmt der Emotion die Wirkungsmacht, die ihr als 'männlicher Jähzorn' eigen wäre. Die dem jeweiligen Geschlecht zugeschriebenen Attribute spiegeln so ein Machtgefälle, das deutlich patriarchal ist: Dem 'schwachen' Geschlecht stehen defensive Eigenschaften gut an, die bei einem Vertreter des 'starken' Geschlechts eher skeptisch beäugt werden.

Dass eine Betätigung von Frauen im öffentlichen Raum – insbesondere in der Politik – lange Zeit als gegen die weibliche Natur gerichtet interpretiert wurde, zeigt nicht nur ein Blick auf die Geschichte der bürgerlichen Frauenbewegung (beispielsweise wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts viele Frauen, die sich für Frauenrechte einsetzten, von Familienangehörigen wie von Ärzten als Hysterikerinnen diffamiert und landeten in großer Zahl in Psychatrien, deren damalige Behandlungsmethoden einer systematischen Folterung gleichkamen<sup>2</sup>). Auch heute noch werden beispielsweise weibliche Politikerinnen nicht an denselben Maßstäben wie ihre männlichen Kollegen, sondern zugleich an Schematen der Weiblichkeit gemessen. So konnte man im Wahlkampf von Angela Merkel fast ebensoviel über ihre Frisur lesen, wie über ihr politisches Programm. Und über Alice Schwarzer mutmaßt die Boulevardpresse schon seit Jahrzehnten, ein verändertes Sexualeben würde sich in einer Entradikalisierung ihrer Positionen niederschlagen. Dass eine Frau heute eine hohe gesellschaftliche Position innehaben kann ist sicherlich ein Fortschritt, den die bürgerliche Frauenbewegung erkämpft hat. Aber es ist ein Fortschritt, der zwar

---

<sup>1</sup>Vgl. Simon Baron-Cohen, Vom ersten Tag an anders. Das weibliche und das männliche Gehirn. Walter Verlag, Düsseldorf/Zürich 2004. Unter dem Titel "Falsche Anthropologie der Differenz" ist eine ausführlichere Kritik an Baron-Cohen erschienen. <http://www.bdwi.de/forum/archiv/archiv/97753.html>

<sup>2</sup>Vgl. Dorion Weickmann, Rebellion der Sinne. Hysterie – ein Krankheitsbild als Spiegel der Geschlechterordnung (1880-1920), Campus Verlag, Frankfurt/New York 1997.

ein augenfälliges patriarchales Herrschaftsverhältnis aufweicht, jedoch ohne die zugrundeliegende Dichotomie der Charaktereigenschaften in männliche und weibliche aufzuheben: Werden Qualitäten von weiblichen Führungskräften gelobt, so geschieht dies oft mit einem expliziten Hinweis darauf, dass es sich um besondere weibliche Qualitäten handelt. Sozialkompetenz und das Arbeiten in sogenannten 'flachen Hierarchien' sind Anforderungen der modernen Wirtschaft, von denen es heißt, Frauen seien charakterlich hierzu besser geeignet als Männer. Das historische Herrschaftsverhältnis, das sich in einem differenzierten Verhalten niederschlägt, findet so eine neue Form, der es gelingt, das Machtgefälle – teilweise – aufzuheben und zugleich den ideologischen Gehalt der Verschiedenheit der Geschlechter zu konservieren. Dies ist insofern von Bedeutung, als damit eine Festschreibung der Menschen auf bestimmte Eigenschaften aufgrund einer biologischen Differenz erhalten bleibt, was implizit den Menschen insgesamt zu einem Wesen erklärt, dessen Charakter in seiner natürlichen Anlage wurzelt. Dies widerspricht dem Begriff vom Menschen als vernunftbegabtem Sinnenwesen.

Ein Tier verhält sich aufgrund seiner Instinkte in bestimmter Weise, die nur eine Dressur in gewissem Rahmen verändern kann. Ein Wesen mit Vernunft hat dagegen prinzipiell die Möglichkeit, seine Handlungen zu überdenken und in eine bestimmte Richtung zu ändern. Hierbei folgt der Mensch nicht Trieben, die die Natur ihm vorschreibt, sondern Gründen, die sein Verstand einsieht. Darum ist er nicht in seinem Verhalten determiniert, sondern frei. Der Mensch ist ein vernunftbegabtes Sinnenwesen und hierin sind alle Menschen insofern gleich, als dass alle Menschen eine Vernunft teilen. Die Gesetze der Logik gelten nicht in verschiedener Weise für Menschen verschiedenen Geschlechts oder verschiedener Abstammung, sondern gleichermaßen für alle vernunftbegabten Wesen. Gäbe es – wie teilweise in der Populärliteratur behauptet wird – eine weibliche Logik neben der männlichen, würde die Einheit der Wissenschaft zerfallen. Mehr noch: Würde die Vernunft eine Eigenschaft sein, die sich aus der (jeweiligen) Natur ableitete, wären ihre Gesetze bloß zufällige Regeln. Die Evolution hätte auch anders verlaufen können; die Naturgeschichte bringt viele Formen hervor und so hätte sie, wäre Natur die Ursache der Vernunft, auch verschiedene Formen des Denkens hervorbringen können. Aus bloß zufälligen, evolutionär angeborenen Regeln des Denkens ließen sich aber keine notwendigen und allgemeinen Urteile begründen, weil nicht Einsicht durch Vernunft, sondern jeweilige Veranlagung darüber entscheiden würde, was die Summe von Zwei und Zwei wäre. Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften wären unter dieser Prämisse nicht möglich, da es keine wahren und falschen Urteile gäbe, sondern jeder seine eigenen 'Erkenntnisse' nach der Art hätte, wie sein Denken genetisch angelegt wäre.

Die Zuordnung von bestimmten Denkungsarten zu einem bestimmten Geschlecht kann folglich keine natürliche Ursache haben, da Denken sich prinzipiell der Natur enthebt. Diese Zuordnungen entspringen der menschlichen Gesellschaft und sind der Ausdruck eines spezifischen Herrschaftsverhältnisses zwischen den Geschlechtern, das seine Gestalt zwar im historischen Wandel der Gesellschaft verändert hat, aber in der Aufrechterhaltung der Zweiteilung des menschlichen Wesens in einen männlichen und einen weiblichen Charakter dieses Verhältnis fortschreibt. In der modernen Behauptung einer Gleichwertigkeit der Geschlechter wird so das Resultat eines historisch gewachsenen Herrschaftsverhältnisses weitergetragen und affirmiert, indem die Gleichwertigkeit auf der Differenz beharrt und das Machtgefälle als Grund dieser Differenz nicht bloß ignoriert, sondern naturalisiert. In dieser Naturalisierung der Geschlechterdifferenz verschwindet das gesellschaftliche Moment und mit ihm jede Möglichkeit der Kritik. Denn was aus Natur ist, das lässt sich politisch nicht verändern.

Die Frage nach der Rolle der Geschlechter darf nicht lauten, ob alle Menschen von Natur aus gleich oder verschieden sind. Sie muss sich als politische Frage vielmehr von dem Gedanken lösen, Menschen seien von Natur aus. Die Biologie oder die empirische Sozialforschung können feststellen, dass alle Menschen in ihren Fähigkeiten und Charaktereigenschaften gleichermaßen

ungleich sind. (Und wären alle Menschen von Natur aus gleich, dann wäre diese Gleichheit bloß zufällig.) Die Gleichheit und die Würde von Menschen – ungeachtet des Geschlechts oder der Hautfarbe – erschließt sich einzig in der Reflexion darauf, dass alle Menschen gleichermaßen Vernunftwesen sind.

Die Gleichheit der Geschlechter ist darum kein Faktum – im Gegenteil. Empirische Studien lassen keinen Zweifel daran, dass es im statistischen Durchschnitt eine deutliche Differenz zwischen männlichen und weiblichen Handlungsweisen in vielen Lebensbereichen gibt. Die Gleichheit der Geschlechter ist vielmehr eine politische Forderung, die sich zugleich gegen jede unzulässige Anwendung von Methoden aus der Verhaltensforschung auf das *animal rationale* wenden muss. Denn als Vernunftwesen, das mit Freiheit begabt ist, hat jeder Mensch das Potential, sich von den Bedingtheiten seiner Handlungen – seien sie nun durch die Erziehung entstanden oder veranlagt – zu emanzipieren. Denn in der Reflexion auf seine Verhaltensweisen kann der Mensch sich jederzeit fragen: Will ich so handeln, wie ein Impuls es nahelegt? Und falls nicht, sieht er sich in der Möglichkeit, anders zu handeln. Hieraus folgt zwar nicht unmittelbar gesellschaftlich realisierte Freiheit, aber die Reflexion darauf, dass Menschen prinzipiell frei sein können, ist die Bedingung der Möglichkeit dafür, dass diese Freiheit in einer gesellschaftlichen Form wirklich wird. Wirklich wäre diese Freiheit in einer Gesellschaft, die Herrschaftsverhältnisse ablehnt und es nicht mehr nötig hat, die seit Jahrtausenden tradierte Dichotomie der Geschlechter fortzuschreiben.